



Einzelne weibliche Mumie

Lippen nehmen muß, schmeckt bitter wie ein Brechmittel. Und als wir am dritten Tage hinter einem Sandberg halten, auf dessen Vorgelände Quirno Gräber vermutet, sind wir so sehr am Ende unserer Kräfte, daß die anderen allein beginnen müssen.

Sie brauchten uns auch weiter nicht. Sie werfen ihre Kleider ab und wühlen sich wie Maulwürfe in den Boden, daß der Sand nur so fliegt. Wir sind aber sofort lebendig und auf den Beinen, als Quirno mit einem Fluch ein abgetrenntes, bräunliches Mumienbein herausschaufelt. Eine halbe Stunde später stehen wir stolz und wie richtige Altertumsforscher neben zwei leider beschädigten Mumien, suchen uns unter den gefundenen steinernen Pfeilspitzen die schönsten und schärfsten aus und möchten unsere Ausgrabungen gerne fotografieren.

Die drei wollen unter keinen Umständen vor die Linse. Man könne ja nicht wissen, ob so ein Bild nicht doch irgendwie einem Polizeimann in die Hände gerate. Auch als wir ihnen Geld bieten, lehnen sie brummig ab.

Die drei befördern nun auch noch Töpfe und eigenartig geformte, halbrunde, mit mehreren grellroten Strichen bemalte Holzstücke zutage. In den Töpfen sind Hirsekörner und andere Kornfrüchte. Zuletzt kommt noch ein großer Hund zum Vorschein, dessen gelbes, zottiges Fell beinahe unversehrt ist. Die Grube, aus der wir alles hervorholen, ist nicht sehr tief, verbreitet jedoch, wenigstens nach unseren Begriffen, einen unerhört durchdringenden, atembenehmenden Geruch. Quirno allerdings behauptet, das wäre gar nichts. Denn das Grab sei viel zu seicht gewesen. Er ist mit dem Funde nicht zufrieden. Den größten Teil der ausgegrabenen Gegenstände legt er mitsamt den beiden Mumien wieder in die Grube und scharrt sie zu. Er spricht, während wir aufsitzen, um weiter nach Osten zu reiten, von einem andern Gräberfeld, das viel ergiebiger sein müsse. Und nach kaum zwei-stündigem Ritt machen wir wieder halt.

Man nimmt die Arbeit sofort in Angriff. Auch wir helfen diesmal mit. Und der alte Fuchs behält recht. In kaum einem Meter Tiefe stießen wir auf Tonscherben, und der beißende, durchdringende Geruch begann von neuem. In meinen Schläfen begann das Blut zu hämmern. Der Schweiß brach in Strömen aus dem Körper. Ich hörte dumpfe Stimmen, die zuerst noch die der drei Chilenen waren, dann aber in einem wilden, jagenden Brausen untergingen und wie ein grollender Donner aufbrüllten und verebten. Ich weiß nur noch, daß ich auf einmal mit den Händen einen

Zeug hält. Als wir nach sechsstündigem Ritt haltmachen, sind sie hilfsbereit, heben uns von den Maultieren und wickeln uns, die wir weder essen noch plaudern wollen, in die mitgebrachten Pferddecke. Sie selber scheinen weder müde zu sein noch die Kälte zu spüren, die uns, kaum daß die Sonne untergegangen ist, unvermutet, aber doppelt beißend, anfällt.

So vergehen zwei Tage. Bei Tag reiten wir, durstig, in sengender Tropenhitze, bei Nacht können wir vor Kälte kaum schlafen. Vom Essen ist keine Rede. Das warme Wasser, das seinen Weg über salpeterzerrissene